

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 84.

Berlin, Donnerstag den 15. Juli

1847.

Afrika.

Madagaskar.

Die Insel und ihre Verbindungen mit Europa.

Madagaskar, — die große Insel, deren nördlichere Spitze unter 12° 12' südlicher Breite liegt, — ist 290 franz. Meilen lang. Das Medium ihrer Breite kann 45—50 Meilen betragen. Der Kanal Mozambique trennt sie von der Ostküste Afrika's. Sie ist 193 Meilen von Mauritius und nur 149 von Bourbon entfernt.

Hohe Berge durchziehen und theilen das Land von Norden nach Süden. Von ihren Gipfeln dehnen sich nach jeder Seite der Insel zahlreiche Bergzweige aus, welche bewundernswürdige Thäler in Menge bilden. Diese Thäler werden durch Quellen und Flüsse reichlich bewässert.

Das Land ist meistens primitiver Bildung. Spuren erloschener Vulkane sind vorhanden; ihrem unterirdischen Fortbestehen schreibt man die in gewissen Gegenden häufigen Erdbeben zu.

Madagaskar, das wenig Coelsteine besitzt, bietet durch Mineralien — Gold- und Silber-, Kupfer-, Blei-, Zinn- und Eisen-Minen — eine reichliche Entschädigung. In ihren Giebereien gebrauchen die Einheimischen Steinkohlen. Eine Steinkohlen-Grube existirt in der Nähe von der Hauptstadt Tananarivo; eine andere soll unweit Diego-Suarez seyn.

Der Boden ist ergiebig und der verschiedensten Kulturen fähig. Er ist schwarz und kräftig im Norden, sandig im Osten, im Westen hauptsächlich röthlich und mit Eisentheilen vermischt; im Süden findet man einen mit Sand stark gemischten Boden. Ueberall, wo Anlagen geschehen, herrscht Fruchtbarkeit. Da, wo die Bäume selten werden, wächst die Jatafa, das Heu der dortigen Gegenden, ein vortreffliches Futter. Unermessliche Urwälder bedecken weitenweite Strecken. Die Naturreichtümer, die sie verbergen, sind zahllos. Unter den Vegetabilien des Landes sind besonders bemerkbar — außer vielen medizinischen Pflanzen — der Pfeffer, der Ingwer, der Nelken-, der Baumwollen-, der Kokus-, der Indigo-, der China-, der Saffran-, der Maulbeerbaum; das Zuckerrohr; der Tabak; der Reis; der Maniok; Schoten aller Arten; alle mögliche farbige Gewächse; Trauben, die den besten Wein geben könnten.

Ueber die Wälder stiegen Papageien, Tauben, Arie-Enten, Perlhühner, Fasanen zu Tausenden. Die dem Menschen nützlichsten wilden und zahmen Thiere bevölkern Madagaskar. Bisons, Schafe, Schweine, Hunde, Katzen, Seidenwürmer u. s. w. sind daselbst einheimisch. Millionen von Bienen, deren gelber und grüner Honig und deren Wachstarien zu den ausgezeichnetsten gehören, hausen in den Bäumen. Man findet auch viel Gummi und Kopalharz.^{*)}

Hinsichtlich der Metalle und ihrer Bearbeitung ist die Industrie der Madagassen weiter vorgerückt, als man vielleicht glauben könnte. Ihre Geschicklichkeit verschafft ihnen die Möglichkeit, viele der Instrumente, deren sie sich zum Ackerbau oder zum Hausbedarf und selbst zur Verteidigung bedienen, zu verfertigen. Sie geben sich auch mit Gold- und Silber-Arbeiten — mit Ketten, Halsbändern und Ohrringen — ab. Sie verstehen silberne Teller und Besten zu gießen und zu verzieren. Die Ketten verdienen besondere Berücksichtigung. Sie sind Meisterstücke von Muster und Haltbarkeit. Auf der Westküste gebrauchte man sie früher an Geldes Statt. Sie waren sehr gesucht.

In Tananarivo werden seidene Tapeten fabrizirt. Das Gewebe ist schön. Es enthält reichhaltige, mannigfaltig und wunderbar verbundene Farben. Solche durchwirkte Stoffe kosten — das ungefähr 2 franz. Ellen lange Stück — öfters 4. bis 500 Franken. Zur Verfertigung derselben holen die Ova's, denen der Seidenbau noch ziemlich fremd ist, ihren größten Seiden-Vorrath von der Westküste Madagaskars, wohin Araber und die Mohren aus dem Persischen Meerbusen jährlich einmal, während der Nord-Ost-Wind-Zeit, anlanden. — Auch die Fabrication gewisser kreuzweise gewebter Tapeten ist den Madagassen bekannt. Das Volk kleidet sich mit den Zeugen. Das Stück — gewöhnlich weiß mit rothen Franzen — kostet 20 bis 30 Franken. — Pagnes sind gewisse aus Schilf oder inländischem Grase geflochtene Matten und feinere Gewebe.

Daß der Ackerbau und die Pflege gewisser werthvoller Produkte erst sehr spät in Madagaskar zu Ehren gekommen sind, läßt sich durch die natürliche Ergiebigkeit eines Hauptproductionszweiges erklären. Der Reis erfordert fast

gar keine Mühe. Er wächst in solcher Fülle, daß er selten mehr als 1 Fr. 50 Cent. bis 2 Fr. die 80 Pfd. gekostet hat. Von einer Noth ist nie die Rede gewesen.

Die Ova's verstehen das Zuckerrohr zu ziehen und Zucker zu fabriziren. Bis 1838 trieben sie die Sache im Kleinen und mit sehr unvollständigen Mitteln. Zwei ordentliche, großartige Zuckereereien wurden seitdem auf der Küste eingerichtet. Mehr als 2000 Menschen sind dort beschäftigt. Ein Franzose, Herr Delastelle, — ehemaliger Commis des unter dem Könige Radama in Mahela angehebelten Capitain Arnour, jetzt madagassischer Fürst und Minister der Königin Ranavalu-Mandjaka, — ist der Schöpfer dieser Anstalten, die er in Gemeinschaft mit seiner Herrin betreibt.

Herr Delastelle hat überhaupt, seit 1830, den größten und wohlthätigsten Einfluß auf die kommerziellen und industriellen Angelegenheiten der Insel Madagaskar ausgeübt. Sie verdankt ihm nicht die Zucker-Industrie allein, sondern auch Pflanzungen und glückliche Exploitations-Versuche aller Art. — Nach Gedrüben sehr ausgebehuter Kokusbäume-Anlagen (wozu 10 bis 15 Jahre erforderlich) hat eine bedeutende, jetzt sehr ergiebige Kokus-Öl-Fabrik angelegt werden können. Kaffee-, Nelken-, Baumwollen-, Indigo-, Pfeffer-, Ingwer-, Tabaks-Vernten werden alljährlich gemacht, und zwar schon in ansehnlichen Quantitäten.

Die bereits ins Leben getretene Tendenz des Herrn Delastelle gewährt, durch ihre Resultate, die vollständigste Widerlegung der Behauptung, die Politik der Madagassen trachte dahin, mit Fremden ja nicht zu verkehren. Die Regierung Ranavalu-Mandjaka's denkt ganz anders. Sie befolgt aber mit Beharrlichkeit eine starke und verständige Richtung. Sie will sich Franzosen und Engländer, — welche Besitz oder Eroberungsrechte ihr gegenüber gern geltend machen möchten, — nur vom Leibe halten. In letzter Zeit (1845) hat die Königin diejenigen Käufersfreihändler, die sich nicht naturalisiren lassen wollten, aus guten Gründen weggeschafft. Die Herren waren nicht, selbst für Madagassen, hinlänglich uneigennützig. Die Eingebornen hatten außerdem unter ihrer Leitung den vaterländischen Handel selbst zu treiben gelernt. Daher der bekannte Befehl, das Land binnen Monat und Tag zu verlassen; daher die verunglückte englisch-französische Expedition gegen Madagaskar, welche zunächst das heutige Elend der Insel Bourbon veranlaßt hat.

Ihren Grundfäßen treu, zeigt sich die Regierung Ranavalu's bereitwillig und human gegen alle Schiffe, welche die feindlichen Flaggen nicht tragen. Ein solches Benehmen gebietet ihr übrigens die Nothwendigkeit. Ihre Produkte los zu werden, andere Produkte, die ihr nicht zu Gebote stehen, zu erhalten, muß sie sich Verbindungen mit der Fremde sichern. Danach trachtet sie auch, wo sie nur kann.

Bis zu Herrn Delastelle's Regiment war die Zählung derjenigen Waaren, welche aus Europa zum Tausche gegen Reis oder Bisons, gegen Tapeten oder Pagnes gebracht werden konnten, keine schwere Aufgabe. Sie beschränkte sich auf blaue Leinwand, sogenannte venetianische Glaswaaren und spanische Plaster. Für 12 Glasperlen erhielt man 80 bis 90 Pfund Reis und für zwei franz. Ellen Leinwand einen Bison. — Das spanische Geld wurde von den Madagassen hochgeschätzt. Heutzutage noch geben sie, nach ihrer Meinung, dafür mehr als für jeden anderen Kaufartikel. Es leistet ihnen in der That vorzügliche Dienste. Sie besitzen keine einheimische Münze oder Scheidemünze. Der ganze oder der in 60 gleiche Stücke getheilte Plaster ersetzt Seides.

Seit Entwicklung einer Landes-Industrie haben sich die Bedürfnisse des Landes merkwürdig vermehrt. Obwohl die dem Volke beliebten Leinwand-, Glaswaaren und Plaster die Grundlage einer nach Madagaskar zu versendenden Ladung immer ausmachen, so lassen sich doch viele Luxus-Artikel vorthelhaft und zuverlässig hinzufügen. Schwere mit Gold und Silber gewirkte Stoffe heller Farbe; vergoldete und versilberte Geräthschaften; auffallende Salon-Möbel; elegante Waffen und — man möchte es kaum glauben — Strasburger Gänseleber-Pasteten und andere gute Konserven finden dort einen rasenden Absatz.

Dieser Fortschritt der Bedürfnisse, folglich der Kultur, läßt sich allein Herrn Delastelle zuschreiben. Er ist es, der die Königin auf früher unbekannte Dinge und Genüsse zu lenken und in fester afrikanischer Gährung zu erhalten verstanden hat. Dem Beispiele mußten die Großen des Reichs, anfangs gezwungener Weise vielleicht, folgen. Bald aber wurde diesen die neue Sitte zur zweiten Natur. Es ging so schnell, daß, im Jahre 1841, Herr Delastelle, auf Ranavalu's Befehl und auf Bitte sämtlicher Mitglieder des Staatsrathes, eine Reise nach Frankreich und England — viel weniger in politischen Zwecken, als hauptsächlich um auf Antrag und für Rechnung der Liebhaber

*) Dies nach Eugène de Groberville.

einen gehörigen Vorrath Luxuswaaren aufzukaufen und mitzubringen — unternahm. Er kam mit drei schwer beladenen Schiffen zurück. Rosthe Sophas nebst Fauteuils und Kissen gleicher Farbe bildeten den vierten Theil seiner Ladungen. Ein anderer wichtiger Posten bestand aus Delikatessen; 25,000 schlechte Flinten bewiesen zwar, daß man sich um des Landes Zukunft nebenbei beschäftigt hatte.

Als Franzosen und Engländer die letzte Ungeschicklichkeit begingen, sich mit Ranavalu zu entzweien, — war der Handel mit Madagaskar bereits für sie ergiebiger Natur. Er versprach ihnen binnen kurzem einen nicht zu verachtenden Absatz für die verschiedenartigsten Produkte ihrer National-Industrie. Jetzt dürfen sie nicht mehr daran denken. Die Ova's haben Franzosen und Engländer besiegt und sind auf ihren Sieg stolz. Die Unüberwindlichkeit der englisch-französischen Waffen ist ihnen fabelhaft. Alle Sühne-Versuche würden vergeblich seyn. Weder von Mauritius, noch von Bourbon, die sie gegenwärtig ohne Mitleid verhungern lassen, wollen die Madagasen sprechen hören. So wird es bleiben, bis die Mächte sich entschließen, thätlich zu zeigen, daß sie sich da behaupten können, wo sie seyn wollen. Ehe dies aber geschieht, wird — nach den letzten Beschlüssen des Parlaments und der Kammern wenigstens zu urtheilen — eine Reihe von Jahren vergehen. Demnach gehört gegenwärtig fast ausschließlich den Portugiesen der rasch emporkommende Handel des reichsten Landes der Welt. Die portugiesischen Niederlassungen auf der Ostküste Afrika's gewähren den bequemen Zutritt zu Madagaskar. Ihrerseits befürchtet der Ova keine ehrgeizig-politischen Unternehmungen.

Dr. Delsner-Monmerqué.

Portugal.

Portugal im Jahre 1847.

(Fortsetzung.)

Wir legten ganze Meilen zurück, ohne ein menschliches Wesen zu erblicken. Mögen die Herren Actionaire der künftigen Eisenbahn von Lissabon nach Badajoz auf diese Nachricht mehr Werth legen, als ich auf die Berichte Manoel's. Von Estremoz nach Benda do Duque, d. h. auf einem dreistündigen Wege, hatten wir nur zwei Schäfer, zwei Schweineherden und zwei andere Vurschen mit etlichen Schweinen und Hammeln angetroffen. Von einer Straße ist bis zu den zwei Brücken keine Spur wahrzunehmen. Und diese beiden Brücken werden auch nur im Winter benutzt, wenn der Fluß durch den Regen zu hoch angeschwollen ist. Auf der Hälfte des Weges ließen wir zu unserer Linken Coora Monte in einer Entfernung von zwei Stunden liegen, wo die berühmte Capitulation von 1834 abgeschlossen wurde, in welcher die Miguelisten nach dem Verlust der Schlacht von Santarem die Waffen niederzulegen genöthigt wurden. Die Lage dieser Stadt ist äußerst malerisch.

Nach Benda do Duque kamen wir um 11 Uhr Vormittags. Manoel erklärte mir, seine Maulthiere abschirrend, daß wir hier drei Stunden rasten müßten, der großen Hitze wegen. Benda do Duque, ein großes Karawan-Serail, ist die einzige Behausung, welche man mehrere Stunden umher findet, und wohl einer Beschreibung werth. Es ist hinlänglich geräumig, um eine kleine Armee von Reisenden nebst ihren Maulthieren und Dienern zu beherbergen. In der Mitte des ungeheuren Saales, der uns aufnahm, erhob sich ein mit Schnitzwerk verzierter und mit einem Stück Leinwand überzogener Tisch. Die Sessel, die Häser und andere für den täglichen Gebrauch dienende Gegenstände waren aus Korkholz verfertigt. Zwei schwarze Schweine versuchten mit ihrem Rüssel den rohgepflasterten Boden aufzuwühlen; ein Ochsenjoch hing an der Mauer, und verschiedene Spieße lagen an der Erde umher. Die Decke, aus starken, vom Rauch geschwärzten Balken und Latten bestehend, war durch kein Dach gegen die Stürme, den Regen und die Hitze geschützt. Endlich waren die Wände noch rings mit Töpfen, Kasserolen und anderen Kochgeschirren geziert. — Zu Benda do Duque beurtheilt man den Wagen eines Reisenden nach dem der Schleichhändler, Maulthiertreiber und Karrenführer. Als ich die repariga (die junge Kellnerin) um Eier und Thee ansprach, wich sie vor Erstaunen einige Schritte zurück. Im ganzen Hause gab es nur ein Ei, und was das zweite betraf, so sey, versicherte man, die Henne eben damit beschäftigt, es zu legen. Ich war also, wenn ich anders Frühstück haben wollte, zu warten gezwungen, bis dieser feierliche Akt vorüber seyn würde, und machte deshalb einen kleinen Spaziergang. Zurückgekehrt, erfuhr ich jedoch zu meinem großen Schrecken von der repariga, daß sich die Henne nicht dazu hätte entschließen können, ein zweites Ei zu legen. Um mich für diese Entbehrung zu trösten, ließ ich mich, indeß ich das einzige Ei, das das eigensinnige Federvieh hatte legen wollen, verzehrte und meinen Thee dazu schlürfte, mit der repariga in ein Gespräch ein. Sie war recht hübsch, fett, wie ein Vogel im Käfig, und eben so traurig. Das Colibat war ihr zur Last, und dennoch hatte sie, wie sie mir gestand, nur noch wenig Hoffnung, einen Mann zu finden; gleichwohl unterließ sie es in keinem Jahre, nach der Romeria oder zur Senhora Dourada zu wallfahrten, wo viele Ehen geschlossen würden, und trüge einen Rosmarienzweig bei sich, um die bösen Geister (bruxas) abzuhalten und den Einfluß der Hexen (feitioanas) unschädlich zu machen, und veräumte auch sonst Nichts, was ihr den Brautkranz erwerben könnte . . .

Jenseits von Benda do Duque erstrecken sich die olivaras ungefähr 1/2 Stunde weit fort; dann beginnt wieder die Wüste; wir bemerkten nur von Zeit zu Zeit ein behautes Feld und Heerden von Hammeln oder schwarzen Schweinen. Eine dieser Heerden, die größte, war durch drei Schäfer, drei Hunde und drei Kinder bewacht. Die Hirten trugen den klassischen Schäferstab, aber zwei

von ihnen waren außerdem mit Flinten bewaffnet, um die Wölfe oder Diebe von ihren Heerden abzuhalten, oder auch wohl dann und wann ein Wild zu erlegen. Das Land, welches bis Benda do Duque eben war, wurde in der Umgegend von Arrolayos, einer aus etwa tausend Häusern bestehenden Stadt, hügeliger und freundlicher, obwohl immer noch fast ungebaut und so wenig bevölkert, daß, wenn ich nicht zuweilen die originellen Sitten der spärlichen Bewohner hätte beobachten wollen, ich es vorgezogen hätte, mich mit einem Sprunge nach Lissabon zu versetzen. Der Anblick dieser unbenuzt liegenden fruchtbaren Landstreden unter diesem schönen Himmel lenkte meine Gedanken unwillkürlich zu meinem Vaterlande zurück, und ich dachte mit herbem Schmerz an so viel Unglückliche, die dort in Hunger elend verkommen mußten. Warum können sie nicht, rief ich aus, hierherkommen und diese Provinz in einen blühenden Garten verwandeln! Nur von Stunde zu Stunde begegneten wir anderen Reisenden. Einmal waren es Soldaten, die auf dem Marsche nach Ewas begriffen waren, meistens sehr schöne große Gestalten; ein anderes Mal lavradores oder Pächter, mit ihren runden, buschigen Hüten, ihren zamarras oder Jacken und schwarzledernen Hosenträgern und ihren langen und knorrigen Stäben, mit denen sie nöthigenfalls einen Stier hätten zu Boden schlagen können; später trafen wir auch einmal auf einen spanischen Schleichhändler in Begleitung eines arriero (Maulthiertreibers), der, fünf Thiere vor sich her treibend und auf einem Pferde sitzend, zwischen den Zähnen einen eintönigen Refrain summt —; eine solche Figur war der Vater Espartero's. — Außer denen der Maulthiertreiber habe ich auf meiner ganzen Reise von der spanischen Gränze bis Lissabon nicht drei Pferde zu Gesicht bekommen. Die portugiesischen Bauern besitzen nur Maulthiere und Ochsen; nähme man ihnen diese, würden sie im äußersten Grade bekümmert seyn. Denn ohne sie wären sie außer Stande, ihr elendes Leben zu fristen, da sie nichts durch sich selbst zu thun verstehen. Sie führen immer ein Wort im Munde, das ihnen alle Energie raubt: amanhaã, maãana. *) Sie beginnen mancherlei, halten bei der ersten, etwas bedeutenden Kraftanstrengung inne, und beenden Nichts, nicht einmal ihre Revolutionen.

Von Bendas Novas bis Aldea Gallega führt ein achtsündiger Weg, der, da der Boden sandig ist, für portugiesische Fuhrwerke, die, wie schon erwähnt, nicht auf Springsfedern ruhen, bequemer zu befahren ist. Uebrigens besteht nur die oberste, sehr dünne Schicht aus Sand, da sich unter demselben ein sehr fruchtbares Erdreich befindet; wie es denn bekannt ist, daß San-Abbe die schönsten Orangerieen der Erde besitzt. Zwei Stunden von Aldea Gallega beginnt ein großer und sehr schöner Fichtenwald. Solche Wälder findet man die ganze Küste entlang und in einer ziemlich bedeutenden Breite bis nach Palmella. Die Bäume sind herrlich; die Eichen zeigen einen geraden, hohen Stamm, die Aebnere haben 3 bis 6 mächtige Aeste, in welche sich bald über dem Boden der Hauptstamm ausbreitet, und die von einander in durchaus gleichen Zwischenräumen abstehen. Auf der Hälfte des Weges ungefähr hielten wir einige Augenblicke zu Yegoens, einem aus drei Häusern bestehenden Weiler, an, wo ich die Nachricht erhielt, daß in Lissabon neuerdings eine Revolution ausgebrochen sey. Jetzt hatte ich nur noch einen Gedanken, den, nach Lissabon zu gelangen und Zuschauer der Revolution zu seyn. Nicht ohne eine gewisse Bewegung erblickte ich daher von der Höhe eines Hügel, nahe der berühmten Kirche Nossa Senhora da Alalaya, etwa zwei Meilen hinter Aldea Gallega, am fernen Horizont die Thurmspitzen der portugiesischen Hauptstadt. Aber auch abgesehen von der Revolution, mußte ich bekennen, daß Lissabon in einer gewissen Entfernung einen sehr angenehmen Anblick darbietet.

Endlich war ich am Ufer des Tajo; ich verließ meinen abscheulichen Carro und spiegelte mich in den klaren Fluthen des Catullischen amnis aurifer. Der Wind war gut, die salua bereit, Manoel lud meine Sachen darauf, ich stieg ein, der Wind blies das Segel auf, und wir verließen das Ufer und Aldea Gallega ohne Bedauern, obgleich diese kleine Stadt, weit reinlicher als die meisten portugiesischen Städte, im Hintergrunde des Hafens, an dem sie gelegen ist, einen sehr hübschen Anblick gewährte. — Die salua, auf der wir nach Lissabon segelten, war eine Barke von ungefähr 3 Tonnen, mit einem Halbverdeck, unter dem die Passagiere Schutz vor Regen und Sturm finden können. Die Rücklehnen der für die Passagiere bestimmten Sessel waren mit Malereien verziert, die Blumen- und Fruchtkörbe darstellten. Die Portugiesen lieben diese Art von Fresken so sehr, daß sie davon einen übertrieben ausgedehnten Gebrauch machen. Je weiter wir den Fluß hinabfuhren, desto mehr trat Lissabon aus dem dunstigen Horizont hervor. Man glaubte eine Stadt von lauter Marmorpalästen zu erblicken. Besonders aber als wir die Spitze von Montijo passirten, eine Stunde von Aldea Gallega und zwei Stunden von Lissabon, genossen wir das herrlichste Schauspiel, denn dort hat der Tajo eine Breite von nicht weniger als sieben (engl.) Meilen. Wir fuhren nahe an Vasco da Gama vorüber, das seit 20 Jahren begonnen, noch immer nicht beendet ist, obgleich es schon als 400 Contos de reis, ungefähr 7-800,000 Rthlr., gekostet hat. . . . Aber der Wind hatte seine Stärke verdoppelt, die Schnelligkeit nahm zu, und bald waren wir am Ziele. — Meine Augen sind so sehr nach allen Seiten hin in Anspruch genommen, daß die Feder meinen Händen entfiel. Der Eindruck, den Lissabon von dieser Seite her macht, ist durch seine Großartigkeit und Mannigfaltigkeit überwältigend.

Nachdem ich mehrere Tage dazu angewendet, Alles zu sehen, Alles zu hören, zu vergleichen, zu studiren, zu beurtheilen, konnte ich erst wieder an die Fortsetzung meines Tagebuchs denken, um meinen Landsleuten, die Portugal und die Portugiesen sehr wenig kennen, meine Beobachtungen mitzutheilen.

*) Ganz ähnlich dem deutschen Sprichwort: „Morgen, morgen, nur nicht heute, sprechen alle faulen Leute.“

Die letzte Revolution z. B. ist ihnen unter einem ganz falschen Lichte erschienen. Wenn sie die Wahrheit wüßten, wie ich sie jetzt weiß, so würden die englischen Journale die Königin verteidigen, statt sie anzugreifen. Sie befinden sich in einem großen Irrthum, wenn sie glauben, daß die Ursache der Insurrectionen in der parlamentarischen Regierung liegt. Es handelte sich in dem Augenblick, als im vorigen October die Gährung zum Ausbruch kam, gar nicht darum, zu wissen, wer den Sieg davontragen würde, die königliche Prærogative oder die Freiheit. Eine dämagogische Partei wollte die Monarchie zerstören. Die Königin hat mit ihrer Krone zugleich die Verfassung verteidigt. Sie hat sich nur ein Unrecht vorzuwerfen, nämlich das, nicht offen genug gewesen zu seyn. Es ist den Herrschern nicht gestattet, im Geheimen Verschwörungen anzuzetteln; zu konspiriren, wenn man den höchsten Rang im Staate einnimmt, heißt sich entwürdigen, heißt sich einer verdienten Niederlage aussetzen. Sonst aber war Donna Maria völlig in ihrem Recht, und die Noth möchte sie vielleicht doch entschuldigen, daß sie, um die anarchischen Pläne ihrer Gegner zu vernichten, sich nicht königlicher Wege und Mittel bedient hat. In dieser wichtigen Angelegenheit hat sich England von seinen eigenen Agenten täuschen lassen. Henry Southern, der Geschäftsführer der Königin von Großbritannien am Hofe zu Lissabon, hat diese erzwungene und legitime Revolution nicht verstanden, und Lord Palmerston hat den großen Fehler begangen, seinen irrthümlichen und verkehrten Mittheilungen vollen Glauben beizumessen.

Die Portugiesen übrigens wissen die Freiheit gar nicht zu schätzen und sind daher auch nicht würdig und fähig, sie zu genießen. In der Politik handeln sie immer wie Kinder und verlangen, als solche behandelt zu werden. Um sie zu regieren, bedarf es eines Diktators, nur wäre allerdings zu wünschen, daß dieser Diktator weniger roh und mehr ehrenhaft sey, als Costa Cabral. Bei dem gegenwärtigen Zustande der Dinge ist eine Repräsentativ-Verfassung in Portugal geradezu unmöglich, da alle Elemente dazu fehlen. Der Minister schaltet über die Wahlen nach seinem Belieben, und das aus seinen Kreaturen zusammengesetzte Parlament ist stets bereit, alle von ihm vorgeschlagenen Gesetze anzunehmen. Wenn man dreitausend Individuen — meist Ruhmsüchtige und Intriguanen aller Art — abrechnet, so giebt es nicht hundert Wähler, die sich mit der Politik beschäftigen oder sich auch nur die Mühe geben, ein Journal zu lesen, um die Tagesereignisse zu verfolgen. Sey es Faulheit oder Geiz, sie können sich von dieser schmachvollen Unwissenheit nicht frei machen: ein Journal würde ihnen die Woche auf einen Shilling (etwa 9 Sgr.) zu stehen kommen; im Falle sich nun eine Anzahl von zwölf Abonnenten für ein Blatt fände, so würde jeder nur 1 Penny (etwa 1 Pf.) zu bezahlen haben, was fürs Jahr ungefähr 1 Thlr. 10 Sgr. ausmachen würde. Aber sie würden immer noch lieber ihre Börse leeren, als ihre Augen und ihren Geist anstrengen. San-Abte, die vierte Stadt des Königreichs, nur 3 Stunden von Lissabon entfernt und ungefähr 6000 Einwohner zählend, besitzt nicht das kleinste, in ihren eigenen Mauern erscheinende Blatt, und die sechs Zeitungen, welche die Post jede Woche aus der Hauptstadt bringt, werden nur von öffentlichen Beamten oder Kaufleuten gehalten. Während der Woche, in die mein bortiger Aufenthalt fiel, gingen in Lissabon die wichtigsten Ereignisse vor; aber Niemand hatte auch nur einen Schein von Unruhe oder Aufmerksamkeit. Dergleichen Fälle könnte ich zu tausenden citiren.

Und nicht bloß die Apathie, sondern auch die Unwissenheit der Portugiesen übersteigen allen Glauben. Um einen Begriff von der letzteren zu geben, wird es hinreichend seyn, zu erwähnen, daß der für den gebildesten geltende Minister in einer neulich erlassenen Proclamation das Wort *passifque* mit zwei ss: *passiffique* schrieb, und Costa Cabral, der ein Mummus von Coimbra ist, so wenig seine eigene Muttersprache kennt, daß er *liquide* in *illiquide* verstümmelt. Mit dergleichen Böden, die fast täglich die Journale und öffentlichen Erlasse der Minister und anderer Beamten verunstalten, könnte ich leicht einen mäßigen Band füllen. Man schreibt immer *theologie* statt *technologie*, *sillogisme* statt *sylogisme*, *rizum teneatis* für *risum* u. s. f., *tradiction* statt *tradition*, *dissider* statt *décider*, *fragrant délit* statt *flagrant délit* u. s. f. In jeder seiner Nummern spricht das *Diario*, das einzige offizielle Journal, welches gegenwärtig erscheint, stets von der discreptionnairen Macht der Krone. Man begreift leicht, daß Journalisten, die nicht einmal orthographisch richtig zu schreiben verstehen, als Kritiker sehr leicht zu befriedigen sind, woher es denn auch kommt, daß sie allen neuen Werken, die ihrem Urtheil unterworfen werden, die übertriebensten und abgeschmacktesten Lobeserhebungen spenden.

Wenn die oberen Klassen nicht lesen, so verstehen die niederen nicht zu lesen. Da auf diese Weise das Volk von allen Begebenheiten in der Welt nichts erfährt, so hat sich in ihm eine fabelhafte Leichtgläubigkeit ausgebildet. Ein Priester erzählte mir kürzlich folgende Anekdote: „Mehrere Frauen meines Sprengels“, sagte er, „kamen mit verstörten Zügen und Thränen in den Augen zu mir, indem sie auf meine Frage, was ihnen zugestoßen sey, sich bitter darüber beklagten, daß die böse Königin Donna Maria den Befehl gegeben habe, allen portugiesischen Frauen mit Namen Maria ein Auge auszureißen, weil sie selber einäugig sey und nicht wolle, daß eine Frau, die ihren Namen trüge, zwei Augen hätte. Sie waren davon fest überzeugt, da es ihnen der Vater Bento (ein Migueлист) fest versichert hätte. Ich hatte viel Mühe, sie davon abzubringen und ihnen klar zu machen, daß man sie getäuscht habe; in jedem Augenblick glaubten die Maria's meines Kirchspiels von fern Soldaten zu erblicken, die kämen, ihnen ein Auge auszureißen.“ — Die Erziehung Don Miguel's war so vernachlässigt, daß, als er im J. 1829 die höchste Gewalt an sich riß, er nicht einmal richtig zu schreiben verstand und sein erstes Dekret mit Miguel unterzeichnete.

Die Portugiesen sind aber auch eben so eingebildet und eitel, wie unwissend. Alle Frauen, die auf den Titel Dame Anspruch machen, lassen sich *Ex. Excellenz* nennen. Wenn ein Portugiese an seinen Schneider oder Schuhmacher schreibt, unterläßt er nicht, ihn mit *Ex. Gnaden* oder *illustrissimo senhor* anzureden. Wenn sie sich nicht so sehr wie die Spanier auf das *Don* steifen, so hat das seinen Grund nur darin, weil sie einer weit härteren Dofis Weibrauch bedürfen. Uebrigens darf man andererseits nicht verkennen, daß ihre übertriebene Eitelkeit einige gute Eigenschaften mit sich bringt: sie werden dadurch liebenswürdig, brav und mildthätig. Den Beweis, daß ihre Mildthätigkeit nicht bloße Eitelkeit ist, kann man daraus entnehmen, daß sie das Geld sonst über Alles lieben, so daß sie sich häufig lieber der Gefahr eines Ausstandes mit allen Folgen desselben aussetzen, als eine neue Steuer bezahlen. Aber wenn sie sich vor Verschwendung in Acht nehmen, so denken sie doch selten daran, ihr Vermögen zu vergrößern, weil sie die Arbeit und jede Anstrengung verabscheuen. Der Handel reduziert sich fast auf Null, und die Industrie liegt noch in der Wiege; aber die Zahl der *empregados publicos* ist so groß, daß, wenn sie alle den Entschluß faßten, sich zu beschäftigen, sie an einem Tage die Arbeit eines ganzen Jahres vollbringen könnten. Im Jahre 1761 zählte das Departement der Finanzen allein 22,000 Beamte. Der Marquis von Pombal reduzirte durch ein aus dem Monat Oktober datirtes Edikt diese Zahl auf 32; leider hat keine seiner Reformen ihn überlebt. Die Frage der Verminderung der Beamtenzahl ist schon oft Gegenstand der Besprechung gewesen, aber kein Minister hat bisher den Muth gehabt, diese nützliche Maßregel auszuführen; denn der jetzige Zustand der Dinge sagt der Aristokratie und dem Mittelstande zu sehr zu, als daß sie nicht mit allen Kräften sich dagegen stemmen würden, eine Einrichtung aufzuheben zu lassen, die ihnen Gelegenheit giebt, Geld zu verdienen, ohne daß sie dabei nöthig hätten, etwas zu thun.

Zu der Zeit, wo ich in Lissabon war, betrug das jährliche Budget der Ausgaben in Portugal die Summe von 11,660 Contos — 1 Conto gleich 225 Pfd. Sterl. oder 1550 Thlr. berechnet — folgendermaßen vertheilt:

Civilliste.

Die Königin	1 Conto täglich od.	225 Pfd. od.	1,550 Thlr.
	d. i. jährlich	82,125	563,750
Der König	100 Contos jährl. od.	22,500 Pfd. od.	153,000 Thlr.
Der Erbprinz	20	4,500	31,000
Sein jüngerer Bruder	10	2,250	15,500
Die Herzogin von Braganza	40	9,000	62,000
Ihre Tochter, die Prinzessin			
Amalie	3	1,200	7,750
Die Infantin Isabella Maria	40	9,000	62,000
Die Infantin Anna de Jesus	15	3,375	23,250

Die Pairs-Kammer	13½	3,037	20,925
Deputirten-Kammer			

Darin einbegriffen die Gehalte der Deputirten (13 Shilling oder etwa 4½ Thlr. täglich während der Sitzung) und Reisekosten	46½	10,462	71,816
Pensionirte Staatsbeamte	708	159,300	1,097,300
Ministerium des Innern	1,043	234,675	1,616,650

welche folgendermaßen vertheilt sind:
 Staatsrath 14½; Civil-Gouverneure 70; öffentlicher Unterricht 234; wissenschaftliche Anstalten 18; schöne Künste, Musik und Museen 36; Staatsbauten 100; öffentliche Gärten 19; Municipalität von Lissabon 137; Wohlthätigkeits-Anstalten 101; Municipalgarde u. s. f. 214 Contos.

Finanz-Ministerium mit Inbegriff der Zoll-Kemter, der Münze und der Stempel-Behörden	708	159,300	1,097,300
Zustiz- und Kultus-Ministerium	383	86,175	593,650
Der Klerus	103	23,175	159,650
Die richterlichen Behörden	190	42,750	308,450
Die Gefängnisse u. s. f.	90	20,250	139,500
Kriegs-Ministerium	2,435	547,875	3,774,250
Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten	232	52,200	359,600
Junta für den Staatskredit zur Bezahlung der Interessen der Staatsschuld	3,958	890,550	6,134,900
Marine und Kolonien	865	194,625	1,340,750

Anderer kleinere Ausgaben habe ich für unnöthig, hier aufzuzählen.
 (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Ueber die Nahrungsmittel der Staaten und die diesjährige Krisis.
 Nach Michel Chevalier.
 (Schluß.)

Michel Chevalier kommt nun auf die Anstellung öffentlicher Arbeiten zu reden. In dieser Beziehung habe die Staatsmacht eine zwiefache Gelegenheit, ihre Voraussicht und ihre klare Erkenntniß der Lage zu bewähren. Chevalier

erklärt sich entschieden gegen das Geschrei, welches in Frankreich gegen die öffentlichen Arbeiten erhoben worden ist, und weiß, ohne daß wir ihm hier ins Spezielle folgen wollen, den fressenden Krebs des französischen Budgets in einer anderen Stelle, z. B. in Algier und in der Marine, nach. Frankreich ist in seinen Eisenbahn-Arbeiten weit hinter England und Deutschland zurückgeblieben, welche damit bedeckt sind; die Nation ist ungeduldig geworden; aber man ist ökonomisch in den öffentlichen Arbeiten, während man anderswo das Budget mit ungeheuren Summen belastet. Gegen die Verbesserung der Wege, gegen den Ausbau der Eisenbahnen, gegen die Kanal-Bauten u. s. w. wenden sich die ökonomischen Bedenklichkeiten, obgleich alle diese Arbeiten dem Lande Nutzen bringen müssen, aber Algier wird nicht aufhören, 100,000 Menschen zu beschäftigen und an 100 Millionen für seine Colonisation zu kosten. Man wird nicht aufhören, eine Kriegs-Marine auf einem übertriebenen Fuße zu halten, um scheinbar mit England zu wetteifern, und die Einrichtung einer guten Handels-Marine wird darüber versäumt. Man hält eifrig fest an den oceanischen Besitzungen, und doch können sie so leicht in die Hände Englands fallen. Alles das, was viel kostet und nichts einbringt, alles das, was die Bevölkerung unnützerweise verschuldet, wird heilig gehalten; dagegen hat sich der ganze Sturm gegen die öffentlichen Arbeiten erhoben, und es wird hier Einschränkung, Dekonomie, Verringerung gefordert u. s. w.

Die Administration ist also, fährt Chevalier weiter fort, in Allem, was die Krisis der Nahrungsmittel anbelangt, von unrichtigen Grundsätzen geleitet worden.

„Es thut mir leid, wenn ich in der Lebensmittelfrage gegen alle Maßregeln einer Regierung Tadel aussprechen muß, welche sich durch ihre Mäßigkeit und Klugheit, wovon sie vielfache Proben gegeben, einen Anspruch auf die öffentliche Anerkennung verschafft und welche vor allen Dingen das große Verdienst hat, der Welt seit 1840 den Frieden erhalten zu haben, aber diese Masse ihrer falschen Maßregeln durfte nicht so hingehen. Es ist gut, sie öffentlich zur Sprache zu bringen, und sei es auch nur, um die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, damit eine kräftigere Stimme, als die meine, das verhindern könne, was bis jetzt nur noch Absicht und nicht Thatfache geworden ist. Ich fordere das Cabinet hauptsächlich auf, sich selbst zu unterrichten und zu befragen, ob diese Reihe von Mißgriffen nicht daher kommt, weil es sich durch eine intolerante Coalition blinder Interessen hat hintergehen lassen. Die Prohibitiv-Männer, mächtig organisiert, wollen nicht, daß eine freie Einfuhr des Getraides, und insbesondere des Fleisches, gestattet werde. Die freie Einfuhr, womit es auch sei und für einen einzigen Tag, erregt ihnen Schrecken. Das Prohibitiv-System scheint eine heilige Arche zu sein. Die Prohibitiv-Männer haben viele Grundbesitzer zu ihren Hähnen geworden, indem sie sie überredeten, daß der bezweckte Schutz ihnen vortheilhaft sey, während er in Wahrheit auf den Landbau weit mehr Lasten wirft, als er Vortheile gewähren kann. Die Protectionisten fürchten wahrscheinlich, daß unsere Grundbesitzer, in Folge einer kurzen Erfahrung, sich überzeugen, wie viel weniger vortheilhafter der Schutz ist, welchen ihnen die Douane gewährt, im Vergleich zu dem, was er ihnen kostet, und die Prohibitiv-Armee würde so ein großes Bataillon verlieren. Der Nothstand selber scheint dem Comité kein genügender Grund zu seyn, welches in einem offiziell an den Ministerrath gerichteten Schreiben, bevor die Nothstandsdekret eingetreten war, geradezu damit prahlte, daß es die Verantwortlichkeit für die Existenz beinahe der ganzen Nation trage. Die Chiefs der Coalition haben erklärt, daß sie gegen jede Modification des Tarifs, namentlich in Betreff des Schlachtviehes, Opposition machen würden. Sie haben mit einer Sicherheit gesprochen, welche ihnen durch ihre früheren großen Siege eingestößt wird, durch den von 1841 gegen den Handelsvertrag mit Belgien, den sie, mit Hintenansehung der größten politischen Interessen des Vaterlandes, verhindert haben, durch den von 1845 gegen den Sesam-Dessamen und den Handels-Minister selbst, durch den von diesem Jahre gegen das Projekt einer ermäßigten Tarifreform, welchen die Verwaltung vorgeschlagen hatte und an dessen Stelle sie, weil sie es wollten, jenen lächerlichen Plan der Zollreform unter-schieben mußte, den die Deputirten-Kammer entworfen hatte. Sie haben wie Leute gesprochen, die im Stande wären, im Jahre 1847, in Paris selber, mit doppelter Strenge gegen die achtbarsten Kaufleute, zu Ehren der Prohibition, jene Hausuchungen und jene anderen Verationen wieder einzuführen, welche vom Konvente und vom Kaiserreiche als Kriegsmassregeln gegen England er-fonnen wurden. Und warum muß man sagen, daß sie erhört worden sind, daß man ihnen gehorcht hat! Die guten Absichten, welche das Gouvernement befehlten, wurden zerdrückt, seine Maßregeln wurden verkehrt, seine Projekte wurden verstimmt oder ganz bei Seite gesetzt; man hat sich mit der Nahrungsmittelkrisis nur beschäftigt, um Fehler zu beheben. Das Gouvernement hätte dieser kühnen Coalition gegenüber eine andere Stellung annehmen müssen. Die Präntensionen der Schutzjölner müssen der öffentlichen Diskussion nicht vor-enthalten werden. Sie wagen viel, aber sie werden nicht den Muth haben, dem ihnen von der Tribüne entgegengeschleuderten Vorwurf zu trotzen, daß sie an der Hungersnoth Schuld hätten. Wer von ihnen könnte die Absicht haben, dem hervorragenden Manne die Stirn zu bieten, welcher der eigentliche Chef des Cabinettes ist und der in den parlamentarischen Krisen so große Triumphe feiert? Ihre große Anzahl, sie alle haben noch nicht das Gefühl für die Rechte der Menschlichkeit verloren, es handelt sich nur darum, sie zu wecken. Mit mehr Festigkeit würde man sie schon zur Bestimmung zurückgebracht haben, man würde es noch können.“

Das Gouvernement hat sich die Freiheit seines Urtheils nehmen lassen. Es ist zu beschwören, daß es die Herrschaft selbst wieder übernehme. Nichts ist für eine Regierung gefährlicher, als wenn sie sich durch eine Koterie beherrschen läßt. Ob diese die Herrschaft ausübt im Namen des Himmels oder der Erde, durch eine religiöse Congregation, durch eine politische Faction oder durch eine Coalition von Fabrik-Interessen, die Gefahr bleibt dieselbe, sie ist ungeheuer; ein solcher Versuch, die Regierung und den Ausdruck des Nationalwillens zu knechten, beleidigt die öffentliche Meinung und erregt große Stürme. Unter den jetzigen Verhältnissen ist es ein monströses Beginnen. Wie? Seit 60 Jahren haben wir das Königthum, Frankreich, Europa, die ganze Welt umgestürzt, wir haben zwei Revolutionen durchgemacht, von denen die eine eine Perikles-Arbeit war, um die Freiheit und Gleichheit zum Triumphe zu bringen und uns gegen alle Anmaßungen des Privilegiums und des Monopols zu wehren; wir haben bei dieser riesenhaften Unternehmung ein Kapital von 50 Milliarden aufgewendet oder in Europa aufwenden lassen, es sind 3 Millionen Menschen auf den Schlachtfeldern umgekommen, und das Ende von allem dem, von so viel Arbeit, von so viel Opfern wäre, daß bei einem eingetretenen Nothstande die Regierung unseres Landes, erfüllt von Sorge für die leidenden Klassen, verhindert seyn soll, ihrer Einsicht und dem Beispiele der benachbarten Länder zu folgen, weil eine egoistische Coalition von Privat-Interessen es nicht erlaubt hat und weil sie den Coalisirten ohne Bedacht den Degen übergeben hat? Das darf nicht seyn, das sind Dinge, an welche man nur glaubt, wenn sie geschehen sind. Hoffen wir, daß wir ein ähnliches Schauspiel nicht erleben werden. Die Regierung wird, ehe Alles verzehrt ist, eine andere Stellung einnehmen und eine Sprache führen, welche ihrer würdiger ist. Dies ist nicht bloß nothwendig für die Befestigung des Cabinetts, sondern auch für die Ehre Frankreichs.“

In diesem Schlusse zeigt sich wieder recht deutlich, wie sein Herr Michel Chevalier seinen offiziellen Menschen mit seinen Sympathien für die „ärmste und die leidende Klasse“ zu verbinden weiß.

Mannigfaltiges.

— Rußland unter den Kaisern Alexander und Nikolaus. Der Elssasser J. S. Schnitzler, dem wir schon mehrere statistische und historische Arbeiten über Rußland verdanken, ist so eben mit einem Werke hervorgetreten, welches die innere Geschichte dieses Reichs unter den Regierungen der Kaiser Alexander und Nikolaus behandelt. *) Herr Schnitzler hat sich früher mehrere Jahre in St. Petersburg aufgehalten und war namentlich Augenzeuge der Katastrophe vom 14/26. Dezember 1825, über welche er viele bisher unbekannt oder vergessene Details mittheilt. Langjährige, gewissenhafte Studien haben ihn in den Stand gesetzt, etwas Gründliches und Bedeutsames zu liefern, und der ruhige, gemäßigte Ton, mit dem er die Zustände des großen Slawenreichs bespricht und die Bunden seines Social-Systems aufdeckt, ohne das etwanige Gute zu verschweigen, das sich nach den ewigen Gesetzen der Natur oft neben dem Bösen finden muß, ist eine bessere Garantie seiner Unparteilichkeit, als die leidenschaftlichen Diatriben anderer Schriftsteller. „Die Stellung Rußlands in Europa“, sagt er, „ist die wichtigste Frage der heutigen Zeit; sie ist eine Lebensfrage für Frankreich und noch viel mehr für Deutschland, über welchem das Jarenreich mit seiner ganzen Schwere lasten wird, sobald es in Polen keine Hindernisse mehr antrifft. Für uns ist diese Stellung höchstens eine Frage des politischen Einflusses, des europäischen Gleichgewichts, aber für Deutschland handelt es sich um Leben oder Tod, um seine Unabhängigkeit und Nationalität. Es ist Zeit, diese drohende Perspektive ins Auge zu fassen, auf die uns erst neulich die Herren Thiers und Lamartine wieder aufmerksam gemacht haben; es ist Zeit, uns ernstlich mit einem Lande zu beschäftigen, welches uns solche Befürchtungen einflößen kann.“ — Wir werden später in einem ausführlichen Artikel auf das wichtige und interessante Werk zurückkommen, dem wir vorläufig diese kurze Notiz gewidmet haben.

— Zur Statistik der Verbrechen. Einer statistischen Uebersicht zufolge, haben sich unter 25,812 Verbrechen, die während der Jahre 1836 bis 1846 in die englischen Kriminal-Gefängnisse kamen, nur 106 befunden, die eine höhere Erziehung genossen hatten, so daß Letztere noch nicht ein halbes Prozent der gesammten Verbrecher betrogen. Herr Porter, der diese statistische Uebersicht mittheilt, fügt hinzu, daß weibliche Verbrecher unter den gebildeten Klassen so selten seyen, daß man die Zahl derselben kaum als ein Element irgendwie statistisch bezeichnen könne. Aus seinen Zusammenstellungen zieht er übrigens nachstehende Schlüsse: 1) daß Unterricht und Erziehung als ein Präventiv gegen Verbrechen zu betrachten seyen, indem sie dem Menschen die Folgen seiner Handlungen zum Bewußtseyn bringen; 2) daß die Verbrechen der Ununterrichteten am größten sich in den bestunterrichteten Gegenden herausstellen; 3) daß unterrichtete Frauen weniger zu Verbrechen geneigt seyen, als unterrichtete Männer, und 4) daß unter den Ununterrichteten die Anzahl der Verbrechen gegen Personen geringer sey, als die gegen das Eigenthum.

*) Histoire intime de la Russie sous les Empereurs Alexandre et Nicolas, et particulièrement pendant la crise de 1825; par J. H. Schultzer. Tome 1 et 2, Paris, 1847.